Dominik Brun

«Sehen Sie wirklich gar nichts?»

Hansburkard Meier

Pianist
Seminarlehrer
Blind

edition bücherlese

eb⋯

Dominik Brun

«Sehen Sie wirklich gar nichts?»

Hansburkard Meier

Pianist
Seminarlehrer
Blind

edition bücherlese

Inhalt

Prolog	8
Konflikt mit Jesus	12
Schmierseife und Lebertran	28
Konzertpianist oder Korbflechter	42
Fleissig, begabt und ehrlich	52
Majas Zielstrebigkeit – ein Geschenk für Hansburkard	70
Unterwegs mit und ohne Zelt	92
Doch noch ein Kind	104
Entwicklungshelfer ja, doch nicht Missionar	114
Schubert und Chopin im Busch	140
Engagement für Blinde auch in der Schweiz	153
Aktuelle Farbbilder	162
Epilog	186

Prolog

Das Kind wimmert. Es liegt in einer dunklen Ecke eines Lehmhauses. Am Abend, wenn die neugierigen Blicke weniger werden, wird ihm die Mutter die Brust reichen. Und es danach wieder im Dunkeln liegen lassen. In vielen afrikanischen Gegenden gehören Blinde zu den Geächteten. Nicht nur für Babys kann diese Ausgrenzung den Hungertod bedeuten.

In einem europäischen Gasthaus betritt jemand an einem Winterabend ein Säli und zündet das Licht an. Die vier Blinden, die am runden Tisch Karten spielen, drehen erst den Kopf und richten ihre Ohren in Richtung Tür, als das Schloss wieder zuschnappt. Ohne sich ablenken zu lassen, spielen sie im Finstern weiter.

So tönen Geschichten, die Hansburkard Meier erlebt hat oder erlebt haben könnte. Und sie erzählen von dem, was uns Sehende die völlig andere Wahrnehmung eines blinden Menschen erahnen lässt: vergleichbar mit einem Spaziergang durch einen stockfinsteren Wald, mitten in der Nacht! Was wir uns kaum vorstellen können, ist für Hansburkard Alltag. Sich ständig im Finstern zu bewegen. Ihm macht es nichts aus – er liebt es sogar –, nachts durch den Wald zu streifen. Denn in diesen Stunden fehlen die ständigen akustischen Begleiter, das Knattern und Dröhnen von Traktoren, Autos und Motorrädern. Nachts hört Hansburkard auch die feinen und leisesten Naturgeräusche.

Professor Hansburkard Meier. Diesen Titel – auch wenn er sich selbst nie so nennen würde – werden wir dem Neunzigjährigen noch tau-

sendmal nachrufen, ihn damit ernst nehmen und ehren. Und so das zehntausendfach gehörte «Ah, de blind Meier!» zum Verschwinden bringen.

Der begnadete Musiker und Pädagoge erblickte das Licht der Welt am 17. Juli 1926 in Gerliswil in der Gemeinde Emmen, einem Vorort von Luzern. Das Licht der Welt erblicken. Wie eine solche Floskel aus Nachrufen und Lebensläufen plötzlich ganz anders tönt, wenn wir sie für einen blinden Menschen verwenden. Und noch eine Redewendung, die uns stocken lässt: Er durfte eine glückliche Jugend erleben. Wie tönt dieses Glück in den Ohren von Blinden, die nie gesehen haben? Und wie bei Menschen, die allmählich erblindeten? Oder durch einen Unfall oder ein Attentat das Augenlicht verloren? Hansburkard nennt sein Leben ein glückliches. Zu diesem Glück hat er selbst viel beigetragen und es zu erhaschen versucht, auch wenn er seit seinem dreizehnten Lebensjahr alles, was er in die Hände genommen hat, nicht mehr mit den Augen sehen konnte.

Die glückliche Jugend in einer Familie, die fürsorglich miteinander umging, war auch eine harte Jugend, die zunehmend härter wurde. Zahlreich waren die «ungspürigen» Menschen in der Schule und in der Nachbarschaft, die nichts ahnten von seiner schleichenden Erblindung und immer öfter mehr als halblaut murmelten: «Ist der Bub dumm?» Und dann, als die Erblindung offensichtlich wurde: «Kann das gottgewollt sein?» Die Logik der Mitmenschen liess sie die Frage formulieren: «Wer von den Vorfahren könnte wohl gesündigt haben?» Und am Ende ihrer logischen Überlegungen interpretierten sie Bibelstellen und schlugen dem Jüngling vor, seine Blindheit als Opfer auf dem Altar darzubringen.

So wird der Weg zum Zynismus gepflastert. «Danke für Obscht!» Weiter möchte Hansburkard Meier diesen Weg nicht kommentieren.

Konflikt mit Jesus

Die erste Begegnung des sehenden Autors mit dem blinden Musiker fällt in die Zeit vor Weihnachten. Hansburkard Meier zieht es vor, von Winterzeit zu sprechen. Das Gesäusel vom Licht-Spenden und Kerzen-Anzünden – erst recht die elektrischen – mag für einen Grossteil der Gesellschaft stimmen, für blinde Menschen wirkt die penetrant eingesetzte Lichtsymbolik eher wie ein Affront. Doch keineswegs würde Hansburkard dafür plädieren, das Weihnachtsfest abzuschaffen! Solche Rituale und Gelegenheiten, zu feiern und zu festen, sind für die Menschen wichtig. Sie fördern das Zusammengehörigkeitsgefühl. Unter keinen Umständen abschaffen, auch wenn er sich als Blinder vor den Kopf gestossen fühlt.

Ich sollte noch oft damit konfrontiert werden, dass biblische Bruchstücke oder Geschichten ihn wieder und wieder herausfordern oder gar provozieren. Schon beim ersten Treffen trete ich mit dem Stichwort «Weihnachten» eine wahre Redesalve los. Noch bevor wir die Tür hinter uns geschlossen haben, erklärt Hansburkard dem überraschten Gast, dass er nicht nur mit dem Christkind in der Krippe, sondern auch mit dem erwachsenen Jesus «Chritz» habe. In der katholischen Gerliswiler Umgebung habe er schon früh Jesus Christus gefragt, warum ausgerechnet er, Hansburkard Meier, mit Blindheit geschlagen worden sei. Die Stelle in der Bibel: «Als die Jünger einmal einen Blinden trafen und Jesus fragten: ‹Warum ist jener blind?›» kann Hansburkard jederzeit zitieren und empfindet die Antwort Christi persönlich auf sich gemünzt – und dies meint er durchaus nicht in

einem positiven Sinne: «Damit sich die Wohltaten der Menschen an ihm kundtun.»

Nochmals: «Danke für Obscht. Was sich dieser Jesus wohl dabei gedacht haben mochte, dass er postulierte, es müsse Menschen mit einer Behinderung geben, damit sich andere bewähren konnten!»

* * *

Seit einigen Jahren wohnen Hansburkard Meier und seine Frau Maja nicht mehr in ihrem Haus in Hitzkirch, im «Pastorale», sondern in einer altersgerechten Wohnung im nahen «Kloster» Baldegg. Hier findet Maja eine ausgleichende spirituelle Nähe, während er kommentiert: «Vom Pastorale ins Kloster … es ist schon eigenartig, dass ich mich gegen Ende des Lebens im Dunstkreis von jenen Frauen aufhalte, von denen wir – allen voran mein Vater – in meiner Jugendzeit gar nichts hielten. Wir haben sie gemieden und beschimpft. Vielleicht hatten wir auch Vorurteile, die wir dann rasch bestätigt sahen. Aber die schlechten Erfahrungen, die wir mit ihnen gemacht hatten, liessen sich nicht so einfach vergessen.»

Nachdem die Klosterfrauen ständig weniger wurden, erfüllte der hintere Teil der grosszügigen Klosteranlage – von der Hauptstrasse und der Seetalbahnlinie aus gesehen – den ursprünglichen Zweck nicht mehr. Deshalb wurden die Zellen vor Jahren in helle Wohnungen umgebaut und diese behindertenfreundlich mit einem Lift erschlossen. Allerdings hat man dabei nicht an Blinde gedacht, denn ein Blindenführhund findet in der ansonsten grosszügig konzipierten Anlage keinen Platz.

* * *

Als ich kurz vor Weihnachten 2014 zum ersten Mal an der Wohnungstür von Meiers im ehemaligen Kloster läute, öffnet mir ein grosser, weisshaariger Mann, den ich bei Weitem nicht neunzigjährig schätze,

die Tür. Er fragt, ob ich die Jacke ausziehen möchte, und deutet auf einen freien Kleiderbügel in der Garderobe. Im Wohnzimmer mit eingebauter Küche bietet er mir einen Kaffee an. «Wenn Maja nicht da ist, wie gerade jetzt, helfe ich mir selbst.» Er stellt eine Tasse vor die Kaffeemaschine, drückt den entsprechenden Knopf, tastet sich zum Kühlschrank und bringt mir erst den Kaffeerahm und dann die Tasse. Danach holt er für sich auch einen Kaffee. Wie viele ältere Menschen, die noch gut sehen, verschütten bei solchen Tätigkeiten Suppe oder Kaffee, geht mir durch den Kopf, während ich fasziniert zuschaue. Und wie oft habe ich selbst ein Glas umgestossen? Als Krönung der Ungeschicktheit eines mit Rotwein drin! Doch Hansburkard setzt sich an den Tisch, ohne irgendwo anzustossen. Er sei froh, wenn Maja keine Schranktürchen offenlasse – sie denke auch heute noch nicht immer daran, dass er nichts sehe. Und so passiere es wiederholt, dass er sich in der eigenen Wohnung den Kopf anschlage.

Seit ich mich auf den Weg gemacht habe, den blinden Musiker und Professor Hansburkard Meier zu treffen, schaue ich jede Tür, jeden Liftknopf, Kochherd und Wasserhahn mit anderen Augen an. Aber ich schaue sie an, die Gegenstände. Ich bestaune die lichtdurchflutete Wohnung, wie sie auch Meiers vor ihrem Einzug angepriesen wurde. Ich nehme das sagenhafte Voralpenpanorama wahr, das in seiner ganzen Pracht vom dritten Stockwerk des Seetaler Klosterbaus aus zu bestaunen ist. Und bin zuerst gehemmt, etwas von diesem überwältigenden Ausblick zu erwähnen.

* * *

Ich kannte den ehemaligen Seminarlehrer nicht, bin ihm nie begegnet, obwohl sich unsere Wege durchaus hätten kreuzen können. Kann sein, dass ich mit seinen Schülern von damals, die in meinem Alter waren, ein Konzert oder eine Theateraufführung besuchte und dass sie dort einen phänomenalen blinden Musiklehrer erwähnten. Doch ich kann mich nicht an Details erinnern. Auch an diesem berühmten Ort, wo sich damals fast das ganze männliche jüngere Mittelalter notgedrun-

gen traf, im Militär, wurde allenfalls sein Namen erwähnt oder man gab die eine oder andere Anekdote zum Besten. In einer Klasse, so erinnere ich mich, gehört zu haben, seien Zwillinge gewesen, die von den Lehrern oder Professoren, wie man sie auch nannte, ständig verwechselt wurden. Der Einzige, der sich nicht habe täuschen lassen, sei der gewesen, der sie nicht gesehen habe, der blinde Musiklehrer. Oder die Geschichte von den beiden Brüdern, die nacheinander in die Musikstunde kamen. Als wieder einmal einer von ihnen zu wenig geübt hatte und nun den pubertären Studenten markierte, setzte sich nach der Begrüssung beziehungsweise Verabschiedung – vereinbart durch stumme Handzeichen der Brüder – der gleiche Schüler wieder auf den Klavierstuhl. Schon nach den ersten Akkorden meinte Hansburkard Meier trocken: «Ich will nicht dich hören, sondern deinen Bruder.» Ohne einen von ihnen berührt zu haben. Wie heute noch immer vertraute er bereits damals auf sein Gehör, auf Lautstärke und Stimmlage, auf Vibration oder Räuspern. Denn dieses Berühren und Anfassen, das Ertasten insbesondere auch von noch unbekannten Menschen, das Abschätzen von Grösse und Umfang – er mag es nicht und hat es nie gemocht. Das Taktile behagt ihm nicht – ein Händedruck genügt ihm –, obwohl er damit einiges hätte ausgleichen können, und daran hat sich in all den Jahren nichts geändert. Und ich gestehe, dass mir, während er das erzählt, sofort durch den Kopf geht, wie er sich damals verhalten haben mag, als er die junge Frau kennenlernte, die bis heute an seiner Seite geblieben ist. – Die Frage schiebe ich bei diesem ersten Treffen noch auf.

Nicht nur Studenten, sondern auch dem einen oder anderen Seminarlehrer und Kollegen von Hansburkard Meier bin ich begegnet. Sie alle sprachen mit Hochachtung von ihrem blinden Kollegen. Man spürte, dass sie symbolisch den Hut zogen. Einer erinnert sich mit grossem Vergnügen an den Spieler Hansburkard. Mit ihm habe er schon vor einem halben Jahrhundert des Öfteren einen Jass geklopft. Ähnliche wertschätzende Worte braucht auch Hansburkard selbst, wenn er von seinen Lehrerkollegen erzählt. Und mir zugewendet, konstatiert er plötzlich: «Du kommst doch auch aus diesem Tal?» Er habe sich stets gefragt, warum wohl so viele pädagogische und musische Fachleute

aus dem Entlebuch stammten, Josef Lischer, Joseph Röösli, Hans Zihlmann. Nicht zu vergessen die zahllosen musikalischen Schülerinnen und Schüler, die von dort zu ihm in den Unterricht kamen.

* * *

Nun sitze ich, der Autor, der Bergler, in seiner Wohnung im Seetal, an seinem Tisch, auf dem Süssigkeiten bereitstehen und mich verführen. Ständig lenkt mich die betörend verschneite Voralpenkette ab, und ich hüte mich, mit dem Schwärmen zu beginnen. Vom Bergler zu erzählen, der zu Hause diese Felsriesen nur geniessen kann, wenn er den Kopf in den Nacken wirft und sie von unten bestaunt, auf ihnen herumkraxelt oder sie mit Skis bezwingt. Vom Bergler, der es nicht fassen kann, dass diese Ungetüme, von Weitem betrachtet, so unschuldig und harmlos aussehen, winzig erscheinen, so nebeneinandergereiht. Und dass einer von diesen Felskolossen ihn vor bald zwanzig Jahren abgeworfen, ihn an den Rand des Todes gestürzt hat. Während dem Sehenden das alles durch den Kopf geht, befürchtet er, dass der sensible Blinde ihm gegenüber trotz aller Zurückhaltung den offenen Mund des Besuchers ahnt.

Ich möchte ein Geräusch produzieren und beginne mit dem Löffel in der Tasse zu rühren. Während ich einem Grand-Cru-Praliné auf dem Tisch nicht widerstehen kann und vorübergehend alle Aussichtspanoramen ins Pfefferland wünsche, beginnt Hansburkard, als ob wir schon einen halben Nachmittag lang zusammengesessen hätten und als ob er an etwas Vorangegangenes anknüpfte: «Ich kenne übrigens die Verlegerin, die das Treffen eingefädelt hat, schon lange. Judith war meine Klavierschülerin. Und ihr Vater ein Jahrgänger von mir. Als Gemeindeschreiber und Anbieter von verschiedensten guten Diensten hat er uns, ein paar jungen Lehrern, den Hinweis auf Bauland in Hitzkirch gegeben. So ist es gekommen, dass mehrere Seminarlehrer am selben Hang, an der Sonnhalde, nicht nur ein Haus, sondern auch eine gute Nachbarschaft aufbauten.» Als es um die prächtige Aussicht an unverbaubarer Lage ging, habe natürlich Majas Stimme mehr als seine gewogen.

Dominik Brun, geboren 1948, aufgewachsen in Entlebuch im Kanton Luzern.
Studium der Germanistik. 1977–2010 Lehrer an der Stiftsschule Engelberg. Zahlreiche Publikationen (Auswahl): *Notlandung im Entlebuch* (1982), *Die Nacht, da mein Vater starb* (2003), *Gegenzüge* (2012).

Für sein literarisches Werk erhielt er verschiedene Auszeichnungen, u. a. Literaturförderungspreis von Stadt und Kanton Luzern 1979, Werkhalbjahr Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr 2002, Stipendium des Kulturministeriums Rheinland-Pfalz 2010. Lebt in Engelberg.

www.dominikbrun.ch